Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 50 (1946-1947)

Heft: 13

Artikel: Ein Erlebnis

Autor: Grillparzer, Franz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668917

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sein muß, beweist der Umstand, daß Cervantes (1547—1616) in seinem berühmten "Don Quijote" diesen über solche Zauberhasen spotten läßt. Auch in Luthers Tischreden wird von Hexen in Hasengestalt gesprochen, und noch im Jahre 1731 wird im Kanton Freiburg zu Corbières Catharina Repond verbrannt, weil sie als Hase einen Jäger gesoppt hätte. Sbenso rühmte sich ein Rezerrichter namens Voguet, daß er während seiner Amtszeit im welschen Jura 600 (!) Angeslagte habe erdrosseln und verbrennen lasen, welche, nachdem man ihnen ihre Zaubersalbe genommen, sich nicht mehr in Hasen hätten verwandeln und als solche entspringen können.

Es darf dahen nach alledem nicht verwundern, wenn nicht nur bei den deutschen und romanischen, sondern auch bei den flawischen und altindischen Wölfern der Kase überhaupt Bringer von Unglück war. Kasen, welche an ungewöhnlichen Orten sich zeigen, künden Feuersbrünste an, und weitverbreitet war auch in der Schweiz der Slaube, daß die aus regenseuchten Wäldern aussteigenden Nebel von den Kasen gebraut wür-

den und daher die Vorboten von weiteren Riederschlägen und von Ungewittern wären.

Überdies besaß der Hase schon bei den Römern auch verjüngende Kräfte; sein Fleisch machte jung und schön, weshalb der römische Raiser Allexander Geverus (222—235) alle Tage davon gegeffen haben foll. Und mit dem mit dem Hafen verbundenen Fruchtbarkeitszauber hängt es auch zusammen, wenn das Essen von Hasenfleisch die Zeugungskraft erhalten und der Genuß fast aller seiner Teile den Frauen ihre schwere Stunde erleichtern sollte. Und wenn schließlich Hasenaugen gegen Erblindung am Leibe getragen wurden, wenn ein einer trächtigen Häsin entnommenes Junges die Fallsucht heilen, sein getochter Ropf das Bettnässen beseitigen und ein Hafenzahn unter dem Kopfkissen das Zahnen der Kinder erleichtern sollte, so sind auch diese Absonderlichkeiten nur weitere Beweise der magischen Kräfte, welche nach dem Glauben unserer Altvordern diesem alten Zauber- und Göttertiere innewohnten und für das viele, das sie dem unschuldigen Hasen auf sein Gewissen luden.

Dr. E. Scheibener

Ein Erlebnis

Von Franz Grillparzer

Geftern begegnete mir einer der sonderbarften Vorfälle in meinem Leben. Frau v. P., deren Tochter, die ich gekannt, vor einiger Zeit gestorben ift, läßt mich bitten, sie zu besuchen. Beinahe ein volles Jahr von dem Tode ihrer Tochter war ich aus ihrem Haufe weggeblieben, teils weil ich in dem dort herrschenden Tone etwas Gesuchtes zu bemerken glaubte, teils weil ich fünchtete, es tonne durch Zeit, Gewohnheit und Gerede der Leute ein näheres Verhältnis zwischen mir und der Tochter vom Hause, einem übrigens höchst geistreichen, gebildeten, guten Mädchen, entstehen, das, wenn auch nicht gerade schön, doch besonders durch ihren über allen Ausdruck schönen Wuchs auch äußerliche Vorzüge genug besaß, um eine solche Furcht nicht unbegründet zu machen. Zu all dem gesellte sich noch meine alte Menschen- oder vielmehr Gesellschaftsscheu, und kurz, ich blieb weg. Nach einigen nur schwachen und bald ganz aufgegebenen Versuchen, mich wieder in ihren

Rreis zu ziehen, stellte sich auch die P.sche Familie darüber zufrieden, und ich hatte alle Ursache zu glauben, daß sie, mutatis mutandis, ebensowenig mehr an mich dächten, als ich an sie. Verflossenen Winter höre ich plötzlich, Marie P. sei schwer krank. Sie war mit ihrem Bruder bei meinem Onkel G. auf dem Balle gewesen, hatte stark getanzt, während ihr Bruder, der sich unwohl befand, unmäßig Tee trank, um sich von dem starfen Grimmen, das ihn plagte, zu befreien, dadurch aber nur das Übel stärker machte und vor Schluß des Balles mit seiner Schwester nach Hause fahren mußte. Zu Hause angekommen, nimmt der Schmerz zu; das Mädchen in ihrer Gutmutigfeit will niemand weden, läuft felbst, noch vom Tanzen erhitt, in die Rüche, macht Tee, wärmt Tücher, besorgt den Bruder. Des andern Morgens findet man sie in heftigem Fieber, sie hat sich erkältet und ist nun selbst sehr krank. Die Rrankheit nimmt zu, greift besonders auf die Nerven, weicht aber doch endlich der vereinten Bemühung geschickter Arzte, und das Mädchen naht der Genesung.

Beinahe erft in diesem letten Zeitraume erfahre ich etwas von der ganzen Sache. Im Zweifel, ob ich hingehen soll oder nicht, entscheidet sich meine Trägheit, wie gewöhnlich, für das letztere, und ich ging nicht. Rurz darauf höre ich, das Mädchen sei von neuem in die Krankheit zurückgefallen, die nun gang einen nervösen Charafter angenommen habe, und als ich eben bei meiner Tante S. bin, fragt mich diese, wie um etwas gang Befanntes: Du weißt ja doch, daß Marie P. gestorben ist? Ich war heftig erschüttert; obgleich mehr über das Unerwartete, als über die Sache selbst, obschon ich das Mädchen wahrhaft geschätt hatte und ihren Umgang gewiß gesucht haben wurde, wenn ich überhaupt Umgang suchte und der etwas gezierte Ton ihrer Verwandten nicht ein unangenehmes Licht auf sie selbst geworfen hätte. In ein paar Tagen darauf war das Leichenbegängnis. Ich ging an der Stephanskirche vorüber, als man eben die Unstalten dazu machte, und ward innerlich ergrimmt über mich, daß mich der traurige Fall so gleichgültig lasse. Ich nahm es als einen neuen Beweis einer seit einiger Zeit nur zu deutlich empfundenen allmählichen Verhärtung des Herzens, das mich zuletzt noch zu einem Ideenegoisten machen wird, wie es Egoisten des Vorteils gibt. Wie gefagt, ich ärgerte mich über meine Gefühllosigfeit und ging in die Kirche, um mich auf die Probe zu stellen, wie weit das ginge. Der Leichenzug tam, die Bahre mit dem Jungfrauenkrang geziert, hinterher der alte, grämliche Bediente, der mir oft, wenn ich neben dem Mädchen faß, die Teller gewechselt, sonst barsch, fast grob, jest in Tränen zerfließend, fast wankend bei all seiner derben Beleibtheit. Alle Anwesenden weinten "über das brave, schöne Fräulein, das so wohl ausgesehen und so früh sterben müssen". Da kam mir denn doch auch eine Art Rührung an, aber mehr eine allgemeine, auf die Hinfälligkeit des ganzen Menschengeschlechtes gehende; nur wenn ich mir in der Phantasie das Mädchen, im Sarge liegend mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen, ausmalte, mischte sich ein persönliches Bedauern mit ein, das aber bald verschwand.

Ich habe diese Verstocktheit, diese Sefühllosigteit zur Zeit, wenn mich fremdartige Ideen beschäftigen, oft mit innerlichem Grauen an mir bemerkt. Kurz, das Mädchen ward eingesegnet, ich lehnte während der Grabgesänge, in Dumpfheit versunken, an der Wand und ging ebenso wieder nach Hause. Am vorhergehenden Tage des Morgens hatte ich Vater und Bruder der Verstorbenen bei einem Spaziergange begegnet, ich wollte sie nicht ansprechen und grüßte nur im Vorübergehen. Der Bruder sah zur Erde. Der Vater aber warf mir einen halb trostlosen, halb grimmigen Blick zu.

Die Sache war für mich abgetan, ich dachte auf nichts weiter. Nur eins muß ich erwähnen, so lächerlich es klingen mag. Von Jugend auf war ich nicht frei von Gespensterfurcht, die aber von Beit zu Beit bei einzelnen Anläffen bis zum Tőrichten sich vermehrte. Zum Beispiel, als ich die Ahnfrau schrieb; nicht bei meines Vaters, wohl aber sehr bei meiner Mutter Tode. Geit einer längeren Periode war ich frei davon geblieben. Nach diesem Begräbnis kehrte sie auf einmal sehr heftig wieder. Alle Abende glaubte ich, Marie P. muffe mir erscheinen und — sonderbar genug! — muffe mir Vorwurfe machen, daß ich mit Urfache an ihrem Tode sei; sie habe mich heimlich geliebt. Zu letterer Vermutung hatte ich um so weniger einen Grund, da mir das Mädchen nie ein Zeichen von tieferer Neigung gegeben hatte und selbst, wenn wir beisammen waren, sie sich immer mehr um meine Arbeiten, als um mich zu interessieren schien. Genug, so war's. Auch diese Abendmahnungen gingen vorüber, und ich dachte nicht mehr an die Sache.

Vorgestern, beinahe sechs Wochen nach dem Todesfalle, kommt der junge P. zu mir; in Tränen ausbrechend, bittet er mich im Namen seiner Mutter, sie nächstens zu besuchen. Er ging bald und sagte nichts Näheres. Ich dachte: sie wollen dem Mädchen einen Grabstein setzen und verlangen von mir eine Inschrift. Manchmal kam mir der Sedanke, sie habe mir ein Andenken, einen Ring oder dergleichen hinterlassen, wie man wohl Bekannten zu geben pflegt, immer aber verwarf ich diese Idee wieder als Eingebung der Sitelkeit.

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Tränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Türe ab, sett sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätterend und den gehörigen Artikel aufsuchend, sagt sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr wert gehalten hat. Daß es doch lieber Threr Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versett die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Tränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Gelbstbeherrschung verborgen, daß weder ich noch ihre Eltern etwas davon bemerkten; erst das Testament gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und jedermann, auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahnte die Ursache nicht.

Das Testament machte alles klar. Mein Wegbleiben aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt geworde-Verhältnis mit Kath F. (Fröhlich) und schwieg gegen jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Anteil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübsinns ersahren, der sie nunmehr besiel, und die sie in körperlichen Juständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht ersahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte niemandem etwas davon, setzte sich aber

hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestimmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverfundende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Überzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben mussen. Aber noch tein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchen sie von dem Albernen ihrer Besorgnis zu überzeugen. Arzte verlachen die Furcht der scheinbar von Gesundheit Strotzenden. Im Winter erfrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Rurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung. Go starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich forgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Romödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber weil ich sonst die Frau etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht loswerden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr beurfundeten.

Berständige Männer haben es nicht für schlechthin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Nückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Segenteile wohl nie im Ernste gezweiselt, halte es aber jett für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.

Elefantenfang in Indien

Im Staate Mysore, im südlichen Indien, findet einige Male jährlich ein Elefantenfang statt.

Eine folche Beranftaltung gehört zu den imposantesten und gewaltigften Erlebnissen, die man